
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 132. Bromberg, den 13. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

Erstes Kapitel.

Nicht weit hinter dem letzten Hause des böhmischen Städtchens Blatna, dort wo die Straße durch einen steilen Hohlweg nach der Eisenbahnstation Oberndorf führt, lag am Wolfsberge ein verlassener Steinbruch, den zwei Knaben und ein kleines Mädchen als ihren angestammten Besitz, als ihren Spielplatz und ihr Museum betrachteten.

Die Höhe des Wolfsberges, eines flachen Hügels, hätte die Kinder mit manchen Reizen locken sollen. Da stand auf dem Plateau die Zuckerfabrik, die einzige Fabrik und der einzige hohe Schornstein der Gegend, da stand jenseits des Hohlwegs vor einer Wildnis von Granitblöcken und Fichtenbäumen die kleine stille weißgetünchte Marienkapelle, da erblickte man gegen Norden fern hinter stattlichen Klostertürmen die schwarzblauen Waldkuppen des Riesengebirges, da schaute man gegen Süden auf die langgezogene Stadt Blatna hinunter bis zum Flüßchen Bjelounka.

Von all den Herrlichkeiten gefiel dem jungen Volke nichts so sehr wie der Steinbruch, um dessen Besitz die feindlichen Väter gestritten und in dessen Höhlungen die befreundeten Kinder sich schon versteckt hatten, bevor der Prozeß noch entschieden war.

Anton Gegenbauer — nach Landessitte Gegenbauer-Anton genannt —, der etwa fünfzehnjährige Realschüler, war der Sohn des Mannes, dem jetzt der ganze Wolfsberg mitsamt der schönen Zuckerfabrik und dem wertlosen Steinbruch gehörte. Sein Altersgenosse Zaboj Prokop und dessen noch nicht zehnjähriges Schwesterchen Katschenka waren die Kinder des riesigen Svatopluk Prokop, der das ganze Anwesen, zuletzt auch den Steinbruch, an den Deutschen verloren hatte, dann unter die Soldaten gegangen und eben erst in diesem Sommer bei Gitschin, nicht allzuweit von der Heimat, durch eine streifende preußische Kanonenkugel an den Beinen gelähmt worden war.

Das Jahr 1866 zeichnete sich für die Kinder nur durch die Verwundung Svatopluks, durch ein flüchtiges Erscheinen von Truppen und durch viermonatige Ferien aus. Solange brauchten die Knaben nicht nach ihrer Kreis- und Schulstadt zurückzukehren und durften ihre unvordenkliche Freundschaft recht gründlich auffrischen. Das kleine Mädchen konnte nach Herzenslust singen und spielen, und die Knaben hatten Gelegenheit, kindliche Gelehrsamkeit und unfertiges Denken in altklugen Gesprächen zu erproben.

Das Leben im Steinbruch zwang sie zu allerlei Turnkünsten. Schon der Zugang war nicht leicht. Zaboj und Katschenka, welche von der Straße her, also von unten in den Steinbruch drangen, mußten mit großen Sätzen über die wilden Brombeerranken hinwegspringen, welche den einzigen ebenen Pfad versperrten. Und Anton Gegenbauer mußte gar durch die kleine Hintertür des „Trutzhauses", das hart am Rande des Steinbruchs lag, zu den Freunden hinabsteigen und dabei einen ganz halsbrecherischen Steig benutzen, der sich nur wenige Zoll breit vom Rande der Schluch tin Zickzacklinien beinahe vier Klafter hinunterzog. Sie waren alle an diesen Weg so gewöhnt, daß sie seiner Schlucht in Zickzacklinien beinahe vier Klafter hinunterzog. kletterten wie Katzen hinauf und herunter, denn die Reize dieser Steinwand waren nicht gering. Gleich unten nach den ersten Schritten gab es eine richtige Terrasse, einen Fuß breit und einige Fuß lang, auf der die Kinder nebeneinander niederkauern und mit den Füßen schlenkern konnten; weiter oben gab es eine verwitterte Stelle, auf welcher ein armes verkrümmtes Fichtenbäumchen wurzelte, dann kam ein Erdbeerstrauch, der mit jedem Jahre mehr Früchte trug, weil die Kinder niemals ein Blatt oder eine Blüte abrissen. Dann ging es endlich an einer geräumigen Höhle vorüber, in welcher alle drei Kinder aufrecht Platz hatten, wo sie sich vor Sturm und Regen schützen konnten, und wo die kleine Katschenka wohl auch ihr Mittagsschläfchen hielt, während die Knaben ihre eben erworbenen Kenntnisse in den Gesprächen übten, die ihnen während der Ferien immer bedeutend vorkamen.

Diese Höhle war die letzte Tat der Steinbrecher gewesen. Noch waren die Bohrlöcher zu sehen, von denen aus die Felsplatte zwischen der Höhle und dem jetzigen Wohnhause hätte gesprengt werden sollen. Aber gerade da hatte der wertvollere härtere Sandstein ein Ende genommen. Und die Anlage war darum verödet.

Die Höhle war aber nicht alles. An der tiefsten Stelle des Steinbruchs gab es nach jedem Regen tagelang einen kleinen Wassertümpel, in welchem jedesmal auch, wie vom Himmel gefallen, niedliche Wasserkäfer erschienen. Katschenka pflegte in dieser natürlichen Wanne unter großem Geschrei ihre Fußbäder zu nehmen, während Anton und ihr Bruder die Käfer fingen und auf lange Nadeln spießten. Unerschöpflich aber war die Fülle von Schmetterlingen, welche dieser Schlupfwinkel für ihre Insektensammlungen lieferte. Der gemeine Kohlweißling schien sich seiner Armseligkeit zu schämen und ließ sich kaum blicken. Auch das Kuhauge und der kleine Fuchs flogen nur so am Rande hin. Doch der große Fuchs, der Distelfalter und der Trauermantel waren tägliche Gäste. Und wenn an einem windstillen Vormittage die Sonne prall auf die Wand niederschien, in deren Höhe die dunkle Höhle lag, so schaukelte sich auf jeder Blüte, auf jeder Brombeerranke, über jedem Grashalm ein bunter Falter. Und nicht selten ließ sich sogar am Rande des Tüm-

pels ein großer Schwalbenschwanz mit weit ausgespreizten Flügeln nieder.

Der Verkehr der Kinder war unterbrochen worden, während Svatopluk Prokop krank zu Bette lag. Anton saß oft stundenlang allein auf der Steinbank, die sie ihre Terrasse nannten, und blickte erwartungsvoll nach der Landstraße, ob sein Freund Zaboj nicht käme und die kleine Katschenka, welche ja noch ein dummer Fratz war, ohne welche ihm aber Steinbruch, trotz Wasserkäfern, Schmetterlingen und Mauerschwalben, merkwürdig tot erschien.

Endlich gegen Mitte September kamen die „Prokopischen" eines Nachmittags schnell herauf, nicht über die Straße, sondern stampfend über die Stoppelfelder. Sie waren seltsam angezogen. Zaboj hatte die Füße in hohen Schäftenstiefeln, den Leib in einem Schnürenrock stecken; auf dem Kopfe saß ihm ein rundes Hütchen mit einer Reiherfeder. Er sah aus wie ein mißglückter Pole auf den Brettern einer kleinen Dorfbühne.

Um so lieblicher guckten Katschenkas runde Wangen aus dem rotbedruckten Tuche, das einfach ums Haar gelegt und unter dem Kinn verknotet war, und allerliebst stand ihr auch das weiße Schürzchen auf dem knallroten Kleide. Sie hatte sich gleich zu Hause für ihr Bad fertig gemacht und kam bloßfüßig daher; Schuhe und Strümpfe trug sie in der Hand.

Die Knaben begrüßten sich mit raschen Fragen und Antworten; doch wollte lange keins ihrer bedeutenden Gespräche in Gang kommen. Sie hatten einander zu lange nicht gesehen.

Während Katschenka bald im Tümpel plätscherte, bald umhertobend die rundlichen Füße trocknen ließ, saßen die Knaben stumm nebeneinander auf der Steinbank.

Endlich begann Anton:

„Was habt ihr heute für Kleider an? Wollt ihr euch auf dem Jahrmarkt sehen lassen?"

„Wir sind Tschechen, das heißt, wir sind richtige Böhmen und tragen unser Nationalkostüm."

Zaboj antwortete das in geläufigem Deutsch, aber seine Aussprache war schwer und hart. Namentlich die Mitlaute schleppte er mühsam wie beim Buchstabieren und hatte Neigung, die erste Silbe eines jeden Wortes zu betonen.

„Warum seid ihr Tschechen?" fragte Anton nach einer kleinen Weile. „Ihr sprecht doch ebenso Deutsch wie ich und mein Vater."

Zaboj fiel schnell ein:

„Niemand darf wissen, daß wir von dir so gut Deutsch gelernt haben. Bei uns zu Hause wird nur Böhmisch gesprochen. Mein Vater glaubt, daß ich es in der Schule gelernt habe, und schimpft daher auf den Lehrer. Daß Katschenka auch so gut Deutsch kann, weiß er nicht und darf es nicht erfahren. Unser Vater ist ein Tscheche, ein guter Böhme."

Nun hielt es Anton für angebracht, zu einer ihrer beliebten tiefsinnigen Streitigkeiten überzugehen.

„Ich glaube doch, daß die Menschheit immer eine große Hauptsache bleibt", sagte er, während er den Rücken gegen die Felswand lehnte und die Beine wagrecht vor sich hinstreckte. „Alle Menschen müssen einander achten, auch wenn sie verschiedenen Stammes sind, z. B. du und ich."

„Nein", schrie Zaboj, seine grauen Augen verdunkelten sich und er sprang mit einem Satze von der Terrasse in den Steinbruch hinunter.

„Nein," schrie er noch einmal und stellte sich dem Genossen aufblickend mit tragisch erhobener Hand gegenüber. „Erst muß uns unser Recht werden, bevor wir euch Deutsche als Menschen achten können."

„Aber wir beide bleiben doch Freunde fürs Leben," sagte Anton, während er gemächlich hinunterstieg.

„Nein," schrie Zaboj wieder. „Das heißt, ich bin dein Freund; aber du mußt dann Tscheche werden, sonst wirst du trotz meiner Freundschaft gehängt, an dem Tage, wo wir alle Deutschen in Böhmen hängen werden."

Anton dachte nach, der Tod schien ihn nicht zu erschrecken, die Sache fesselte ihn offenbar nur philosophisch.

„Wenn aber ein Deutscher eine Tschechin liebt, so überwindet doch die Liebe den Haß."

Auch dies sagte Anton, ohne an sich selbst oder an das Leben überhaupt zu denken; ihm schwebten Szenen aus einem gelesenen Trauerspiele vor.

Zaboj aber lachte auf.

„Du meinst Katschenka?"

Anton wurde rot und rief:

„Ich sprach nur so im allgemeinen. Ich will also sagen: wenn ein Tscheche ein deutsches Mädchen liebt, was dann?"

Zaboj verschränkte die Arme über der Brust und sagte entschieden:

„Ein Tscheche wird niemals eine Deutsche lieben, und wenn ein Deutscher sich's einfallen läßt, eine böhmische Jungfrau zur Heirat zu zwingen, so wird sie ihn in der Brautnacht erdrosseln."

Zaboj hatte keine klare Vorstellung von dem, was er sprach; es freute ihn nur, nun auch die Erinnerung an ein Buch anzuwenden.

Da kam Katschenka herbeigelaufen und wies in der rechten Hand einen zerdrückten Zitronenfalter.

„Die dummen Rübenfelder," rief sie mit derselben Aussprache wie ihr Bruder. „Der Klee früher war viel schöner, jetzt gibt es fast gar keine Pfauenaugen mehr!"

Zaboj faßte das Schwesterchen zärtlich um und schwang es zu sich empor. Anton aber wagte nicht das Kind anzusehen und sagte zu Zaboj:

„Komm in die Höhle, dort wollen wir weiter reden."

Als sie in dem dämmrig kühlen Raume nebeneinander saßen und Katschenka unten singen und tollen hörten, begann Anton:

„Das ist eine große Ungerechtigkeit; ich bin einmal ein Deutscher und kann doch nicht anders werden."

Zaboj hatte die Augen geschlossen und sprach dumpf wie ohne Bewußtsein:

„Ein jeder Böhme muß ein Tscheche sein, sonst wird er totgeschlagen. — Totgeschlagen —," wiederholte er, „ohne Gnade und Barmherzigkeit; wir können nicht anders, es ist euer Schicksal."

„Das ist nicht wahr!" rief Anton, dem es unheimlich zu werden begann. „Das wird euch der Kaiser nicht erlauben."

„Wir kennen den Kaiser nicht, den Kaiser in Wien! Wir kennen nur einen König von Böhmen, der wird auf dem Hradschin wohnen, und uns Tschechen tun lassen, was wir wollen. Ich bitte dich, Gegenbauer-Anton, werde ein Tscheche, sonst wirst du auch totgeschlagen."

„Ich glaube dir nicht. Du redest nur so, um dich patzig zu machen, und um mich zu erschrecken."

„Ich weiß, was ich weiß," sprach Zaboj trotzig.

Anton lachte plötzlich auf.

„Erst hast du mich mit Aufhängen bedroht und jetzt mit Totschlagen; da siehst du, daß du nichts weißt."

Da sprang Zaboj empor und sprach ganz leise:

„Willst du mir schwören, daß du mich nie verrätst, so will ich dir beweisen, was ich sage."

Auch Anton hatte sich erhoben und zitterte vor Erregung.

„Wobei soll ich schwören?"

Der tschechische Knabe überlegte ein Weilchen. Dann sagte er feierlich:

„Schwöre mir bei Schiller und Goethe, daß du mich nie verraten wirst."

„Ich schwöre bei Schiller und Goethe, daß ich dich nie verraten werde."

Zaboj senkte seine Stimme zu einem dumpfen Flüsterton:

„Du weißt doch die Hussitenkriege! Damals hat sich das böhmische Volk wie ein Mann erhoben, hat gemordet und gesengt und hat viel mehr Fürsten besiegt, als wir in der Schule gelernt haben. Sie sind in ganz Europa umhergezogen, und ich glaube, sie haben auch Amerika erobert."

„Du," unterbrach ihn Anton schüchtern, „Amerika war, glaube ich, noch nicht entdeckt."

„Das ist einerlei," schrie Zaboj. „Die Hussiten unterjochten die ganze Welt. Dann aber wurden sie uneinig untereinander, und die deutschen Kaiser sind ins Land gebrochen und haben die Böhmen verfolgt und gemartert, auch viel mehr, als wir es in der Schule lernen. Du weißt, die Hussiten sind mit schweren, eisernen Morgensternen in die Schlacht gezogen, nicht mit Säbeln und Flinten. Sei still! Ich weiß, daß das Pulver noch nicht erfunden war. Es

waren vielleicht andere Flinten. Aber die Morgensterne haben wir erfunden."

Anton faßte den Freund begütigend an der Hand.

„Das will ich dir glauben," rief er. „Aber woher weißt du alle diese wichtigen Sachen, die in der Schule niemals vorkommen?"

Zaboj brummte verlegen vor sich hin. Es schmeichelte ihm, daß der fleißigere Genosse einmal sein besseres Wissen anerkennen mußte; aber er durfte die Quelle seiner Weisheit nicht vollständig verraten. Endlich sagte er zögernd:

„Du weißt, seitdem Vater krank ist, kommt der Kaplan oft zu uns ins Haus, der Pfaff."

„Natürlich, er hat ja für euch gesorgt, solange euer Vater bei den Soldaten war. Das war doch sehr schön von ihm!"

Zaboj zitterte vor Ungeduld.

„Ja, ja!" rief er. „Das heißt, er ist ein leiblicher Neffe unserer seligen Mutter. Von dem also hab' ich die Bücher über die Hussiten und ihre unzerstörbaren Waffen."

„Was ist das wieder Neues?"

Zaboj antwortete fast andächtig:

„Ihre Morgensterne, an denen das Blut der Deutschen klebt, sind aufbewahrt worden, und in jedem alten böhmischen Hause ist ein solcher Morgenstern versteckt. Auch in unserer Scheune hängt an der Wand ein schwerer, alter, blutiger Morgenstern."

Nach einem Weilchen fuhr Zaboj mit unheimlicher Freude fort:

„Und wenn der Tag gekommen ist, dann wird in jedem guten böhmischen Hause, um Mitternacht, ein Mann erscheinen, niemand wird ihn kennen, aber er wird einen silbernen Morgenstern in der Hand halten, und wird im Auftrage des geheimen Prager Ausschusses die Stunde bestimmen, wann wir losbrechen sollen. Dann wird kein Deutscher in Böhmen leben bleiben."

Katschenka rief hinauf:

„Ich bin müde und Vater wird böse sein! Wir müssen nach Hause gehen."

Sofort schickten die Knaben sich an, zu ihr niederzusteigen. Es fing an zu dunkeln und sie mußten auf jeden Schritt achten. Sie sprachen kein Wort. Unten angekommen, sagte Anton:

„Ich glaube dir nicht, wenn du mir nicht den Morgenstern zeigst."

„So komm!" —

Als wollten sie Äpfel von fremden Bäumen holen, so scheu eilten die Knaben zuerst um Hecken und Gärten herum, bis sie den oberen Teil des Städtchens, das eigentlich nur eine einzige lange Gasse bildete, umgangen hatten. Wollten sie keinen zu großen Umweg beschreiben, so mußten sie jetzt um die Brauerei auf den Markt einbiegen, den sogenannten „Ring", einen großen, regelmäßigen Platz, den auf allen Seiten stattliche steinerne, auf Säulen oder Pfeilern vorspringende Gebäude umgaben. Hinter den Säulen und Pfeilern zogen sich rund um den „Ring" breite Arkaden, die „Lauben". Zaboj zog den Freund unter lebhaften Gesprächen im Dunkel dieser Lauben fort, während Katschenka fröhlich über die breiten Steine des Platzes lief.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehrenschuld.

Skizze von **Leo am Bruhl.**

„Von Olten auf Gallstein!"

„Landwirtschaftsbank — Kasse!" meldet Herr Mankus persönlich.

„Ich lasse im Laufe des Nachmittags zu Lasten meines Kontos zehntausend Mark bei Ihnen abheben. Durch Herrn von Krische, meinen Schwager. Gegen Quittung. Sorgen Sie für Bargeld!"

Herr Mankus deutete eine Verbeugung an. „Sehr wohl. Natürlich. — Stets zu Ihren Diensten!"

Nachmittags erscheint ein sehr schlanker, eleganter Jüngling im Schaltervorraum der Landwirtschaftsbank. „Von Krische! — Hat mein Schwager, Herr von Olten, angerufen?"

Herr Mankus lächelt verbindlich und allwissend. „Sehr wohl, Herr von Krische! — Sie wollen zehn Mille abheben."

„Bitte!" Und der junge Herr macht ein erwartungsvolles Gesicht.

„Darf ist um die Quittung bitten?" meint Herr Mankus.

„Ach ja!" Herr von Krische greift in die Brusttasche des vorbildlichen Sakkos, in die Seitentaschen, hierhin, dorthin, — sucht. Seine Miene wird ratlos, hilflos, fast verlegen.

„Peinlich das!" sagt er endlich. „Ich habe den Wisch zu Hause liegen lassen. Dumm. Was jetzt?"

Herr Mankus überlegt sorgsam, überlegt noch einmal und rät: „Ich werde, wenn Sie gestatten, Herrn von Olten anrufen. — Er könnte schließlich der Bank auch telefonisch den Auftrag geben, die Summe gegen Ihre Quittung auszuhändigen, wenn Sie sich ausweisen!"

„Gut", nimmt Herr von Krische den Vorschlag an, ganz wieder Herr der Lage, „ich besorge eine Kleinigkeit inzwischen."

Direktor Streng hat die Personalien der Kundschaft im Kopf. „Schwager vom Gallsteiner?" sinnt er laut. „Seine Frau ist eine geborene . . . Krische, von Krische, Ostendorf."

„Jawohl, Herr Direktor!" bestätigte der Kassierer. „Von Krische heißt der junge Herr." Und weiter berichtet er haarklein und pflichtgemäß von dem telefonischen Auftrag eins und zwei und von der vergessenen Quittung. Direktor Streng ordnet an: „Lassen Sie sich Gallstein geben, und stellen Sie die Verbindung in das Direktionsbureau um. Ich spreche mit Olten!"

— — Nach zwanzig Minuten kommt Gallstein. Das Fräulein: „Ihre Anmeldung Gallstein!" — Knacken, Rauschen, Rasseln.

„Landwirtschaftsbank — Direktion!"

„Von Olten auf Gallstein!"

„Direktor Streng. — Guten Tag, Herr von Olten! Sie hatten uns heute vormittag telefonisch die Abhebung von zehntausend . . ."

„Ja und?" unterbricht mürrisch der Gutsherr.

„Ihr Herr Schwager vergaß die Quittung, Herr von Olten!"

Ganz echt der Gallsteiner: „Schaf!" Und weiter: „Zahlen Sie gegen die Unterschrift meines Schwagers aus. Die Sache ist dringlich!"

„Schön, Herr von Olten, um diese Ermächtigung wollte ich Sie bitten. — Jedoch, Sie verstehen, Ihr Herr Schwager ist mir nicht persönlich bekannt . . ."

„Ach, deshalb? — Also Steckbrief? — Na, schlank, gut gewachsen, Augen blau, Haar braun, heller, englischer Anzug. — Warten Sie es ist einfacher. Augenblick. — Lassen Sie sich von ihm den Pfandbrief zeigen, den er in der Tasche hat. Muß sein: Preußische Hypotheken-Aktien-Bank Litera M, Serie III, Nummer 23 659. Das Papier gab ich ihm mit!"

„Ich wiederhole", sagt Herr Streng, „Sie beauftragen mich, Ihrem Schwager Herrn von Krische, der den Preußischen Hypotheken-Pfandbrief M III 23 659 vorlegen wird, zehntausend Mark zu Lasten Ihrer Rechnung auszuhändigen!"

„Jawohl, Herr Direktor!" brummt der Gallsteiner.

Als nach weiteren zehn Minuten Herr von Krische erscheint, begibt sich der Bankdirektor mit ernster Amtsmiene zum Schalter und mustert mit allen vorschriftsmäßigen Zweifeln Figur, Augen, Haar. „Darf ich zur Legitimation", spricht er nach den Vorstellungspräliminarien, „um das Wertpapier bitten, das Ihnen Herr von Olten mitgab!"

Erstaunt fragt Herr von Krische: „Den Pfandbrief?"

„Bitte!" — Und die Direktion der Landwirtschaftsbank stellt fest, daß der junge Herr im Besitz des Preußischen Hypotheken-Pfandbriefs Litera M Serie III Nummer 23 659 ist. — In Ordnung also. Herre Streng gibt Anweisung zur Auszahlung, Herr Mankus leert die Barkasse, Herr Krische unterschreibt die Quittung, doppelt für einfach gültig. — Sehr einfach.

In der Frühe des nächsten Tages ist einer der ersten Kunden, die im Schalterraum der Landwirtschaftsbank erscheinen, Herr von Olten. Schmunzelnd zahlt er viertausend Mark ein. Herr Streng aber verläßt den hohen Direktionssitz, um den fleißigen Umsatzkunden persönlich zu begrüßen. Fragt auch ganz beiläufig: „Bleibt Ihr Herr Schwager längere Zeit auf Gallstein?"

„Mein Schwager?" brummt verwundert der Gallsteiner. „Schwager? — Ich habe doch keinen Schwager!"

Über Herrn Streng zuckt eine Hitzewelle. „Verzeihung!" wendet er beklommen ein. „Ich sprach doch gestern telephonisch mit Ihnen. Sie gaben mir Auftrag, Ihrem Schwager, Herrn von Krische, zehntausend Mark zu Lasten Ihres Kontos . . ."

„Hören Sie auf!" winkt der Gallsteiner ab. „Sie phantasieren, — gestern war ich den ganzen Tag nicht zu Hause, habe also auch nicht mit Ihnen telephoniert! Was ist denn los?"

Herr Streng erstattet einen ausführlichen Bericht. Als er zu Ende ist, antwortet der von Gallstein: „Schreiben Sie zuerst mal die Zehntausend auf Ihr Verlustkonto, nicht aber auf die Debetseite meiner hübschen Rechnung. Sie sind betrogen worden. Es gibt keinen Herrn von Krische!"

„Aber ich telephonierte doch mit Gallstein!" stöhnt Direktor Streng.

Herr von Olten verzieht das Gesicht. „Erkundigen Sie sich mal beim Amt. Seltsam. Gestern war kein Mensch im Haus. Mit wem haben Sie denn gesprochen?"

Streng ruft die Aufsicht an. — Das Fräulein: „Das Gespräch, gestern von Ihnen um 16 Uhr 23 nach Gallstein angemeldet, ist um 16 Uhr 36 infolge Ihrer eigenen telefonischen Weisung gestrichen worden."

„Wir haben doch das Ferngespräch nicht streichen lassen!" keucht Herr Streng. — Der Gallensteiner nimmt ihm den Hörer aus der Hand.

„Sie nicht, Herr Streng!" erklärt er und tippt mit dem Finger gegen die Stirn. „Sie nicht, aber Ihr Herr Krische, von irgend einem Apparat aus. In der Stadt natürlich. — Ich durchschaue den Trick: der Mann ist ein Schwindler, aber ein Stimmakrobat. Zuerst rief er mit meiner Stimme an, gab den Zahlungsauftrag und meldete sich selbst an. Die Sache mit der Quittung komplizierte die Aktion, weckte Ihr Mißtrauen und beschwichtigte es nachher um so mehr. Ihr Anruf erreichte Gallstein gar nicht, sondern wurde beim Amt von diesem jungen Mann abbestellt, im Namen der Bank. Das geht doch. — Dann rief der Kerl Sie an, kopierte das Fräulein vom Amt, machte ein bißchen Hokuspokus und ahmte dann wieder meine Stimme nach, gab das Erkennungszeichen, das er später vorweisen konnte. — Sehr einfach!"

Herr Streng wischt sich die Tropfen von der Stirn: „Angenommen, Ihre Konstruktion stimmte, wie weiß dieser Mensch, daß Ihr Schwager Krische heißen müßte und weiter, daß Sie über zehntausend Emm, täglich fällig, verfügen können?"

Herr von Olten poliert mit dem Daumen die Glatze. „Ehrlich gestanden, — ich kenne den Gauner!" sagt er mit nachdenklicher Langsamkeit. „Hören Sie: Vor zwei Tagen traf ich abends im „Goldenen Löwen" ein paar Bekannte zu einem Spielchen. Zu uns gesellte sich ein fremder Gast, der sich Graf Glattenbach nannte. Dieser Glattenbach — vermutlich identisch mit Ihrem Krische — verlor in der Nacht an mich runde viertausend Reichsmark. Er gab sein Ehrenwort, die Schuld innerhalb von drei Tagen bezahlen zu wollen. Nun, der Graf Glattenbach hat sein Wort gehalten, er sandte mir gestern vier Mille durch Wertbrief. Ich habe sie eben eingezahlt."

„Er hat sie von den zehntausend Mark genommen, die er erschwindelt hat", begreift Herr Streng.

„Sicher, wir fachsimpelten die Nacht hindurch, er kannte also einigermaßen meine Verhältnisse. — Aber das ist nicht Grund genug, um mir die Zehntausend anzukreiden!"

„Mein Verlustkonto!" gibt Herr Streng zu.

Der Gallsteiner grinst.

Rembrandt.

Ein Schattenbild aus seinem Leben von Walter Mahr.

Es war in Amsterdam im Jahre 1669. Die nächtlichen Straßen der Altstadt lagen verödet. Die Laternen flackerten unsicher im Winde, der über die schmutzigen Grachten strich und feuchten Duft von Moder und Verwesung herwehte. Obwohl schon Mitternacht vorüber war, drangen aus einer Branntweinkneipe in der Rosengracht, laute Stimmen und Gelächter. Um einen runden Tisch in der Ecke saß eine Gesellschaft schmutziger, zweifelhafter Gestalten. Aus den langen Tonpfeifen quollen dichte Rauchwolken in den Raum.

Einer, dessen etwas aufgedunsenes rotes Gesicht einen Zug von Geistigkeit und Überlegenheit zeigte, bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung. Auffällig, wie er sich von den anderen Gestalten unterschied! Seine Bewegungen waren von lässiger Sicherheit, abgeschliffen, ja fast ritterlich. Er mußte bessere Zeiten erlebt haben und mit anderen Menschen umgegangen sein. Seltsam, wie dieser Mensch in eine solche Gesellschaft kam.

Er hatte soeben etwas geäußert, worüber die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter ausbrach. Er wiederholte seine Bemerkung noch einmal und schlug bestätigend dazu auf den Tisch: „So wahr ich hier sitze, Jan de Capelle hat mir heute gesagt, die Leute hielten mich für den Hofmaler des Königs von Schweden."

„Ein prächtiger Hofmaler!" lachten die anderen und tranken ihm zu.

„Was man in seinen alten Tagen nicht noch alles werden kann", fuhr er kopfschüttelnd fort und leerte auf einen Zug das Glas brennenden Fusels.

„Alter, du sollst ein guter Maler gewesen sein", nahm ein junger, frech dreinschauender Bursche das Wort.

„Gewesen sein? Sie fraßen's nicht", sagte dieser schroff. „Deshalb male ich jetzt für mich."

„Was denn?" forschte neugierig ein anderer, dem der Fusel feucht aus den rotunterlaufenen Augen glänzte.

„Was denn?" riefen nun mehrere, „was malst du eigentlich?"

„Wie wäre es, wenn du uns jetzt deinen Kram zeigtest, Alter?" rief plötzlich ein Dritter. Dieser Einfall schien allen in der Laune des genossenen Fusels gut zu sein, und jeder stimmte bei.

„Ich will euch alles zeigen, kommt mit!" sprach Rembrandt ernst. Denn der Alte war kein anderer als der berühmte Meister, dessen Glanz erloschen und der, verschollen für die Mitwelt, in den ärmlichsten Verhältnissen den Rest seines Lebens verbrachte.

Die seltsame Schar folgte ihm neugierig. Der Morgen graute schon. Nicht weit von der Kneipe traten sie, geführt von dem Meister, in ein altes, verwahrlostes Haus. Sie tasteten hinter ihm die dunkle Treppe hinauf und gelangten in ein schmales, längliches Zimmer. Im Zwielicht selbst erkannte man die Unordnung, die hier herrschte. Staffeleien mit begonnenen Bildern standen umher. Auf einem Tisch war noch der Rest der letzten Mahlzeit übrig, Brot, Pöckelhering und Käse. Auf Kisten und Stühlen lagen Farben, Pinsel und Paletten zerstreut umher, und in einer Ecke stand ein armseliges Bett.

Der Meister trat zu einer an die Wand gelehnten Staffelei, rückte sie dicht an das Fenster und zog den Vorhang zurück. Das erste Morgenlicht floß über das Werk.

Ein Ruf des Staunens drang aus dem Munde der sonderlichen Gäste. Vom ersten Farbenschimmer des Bildes berührt, schoben sie sich begierig heran, um den Anblick besser genießen zu können. Dichtgedrängt waren ihre Köpfe. Unverwandt hing ihr Blick an dem herrlichen Werk, das auf nahe Entfernung nur ein Chaos von Farben wirkte.

„Tretet zurück", sagte Rembrandt, der im Hintergrunde auf einer Kiste Platz genommen hatte.

Die Farben lösten sich in den Augen der staunenden Gäste zu plastischen Formen, zu koloristischen Akkorden, über die ein jauchzendes Licht gegossen war, so daß sie wie Fanfaren klangen. Es war das Bild vom verlorenen Sohn, der als edler Junker in die Welt zog, um als räudiger Bettler ins Vaterhaus zurückzukehren.

Als die Betrachter lange schweigend vor dem Bilde gestanden hatten, sagte einer von ihnen: „Das hat ein Meister gemacht." Und der Junge wandte sich um zu Rembrandt und fragte: „Warum bist du nicht reich geworden mit deiner Kunst?"

Da lachte der alte Meister laut und sagte: „Kunst macht nie reich, außer inwendig einen selber. Ich male nicht für andere, sondern für mich."

Ein jüdischer Trödler meinte: „Wenn du das gemalt hast, dann wirst du berühmt werden bei den Leuten."

Und Rembrandt sagte: „Bei den Leuten? Dazu ist es in meinem Leben zu spät." Doch indem sein ganzes Werk wie auf einmal vor ihn trat in all dem gemeisterten Licht, fügte er noch hinzu: „Den Ruhm fühle ich in mir. Einerlei, ob andere nach meinem Tode das Werk verstehen. Ich fühle den Ruhm in mir."

Sie verstanden ihn nicht ganz. Und ergriffen von dem Bild am Fenster verließen sie das Gemach des großen Meisters.

Lustige Rundschau

* **Die Erholung.** Meyer: „Sehr anständig, daß Sie Ihre Frau zur Erholung fortschicken." Müller: „Allerdings, ich habe sie nötig."

*

* **Raffke sieht Venedig.** Besucher: „Nun, Herr Raffke, Sie waren ja in Italien, wie hat Ihnen denn Venedig gefallen?" Raffke: „Na, da hab' ich mir bloß ein paar Stunden aufgehalten. Det war 'ne feuchte Chose. Die janzen Straßen waren ja überschwemmt."

*

* **Galant.** Else: „Ist dein Mann klug?" Ilse: „Ja, sehr! Er erinnert sich stets meines Geburtstages, aber mein Alter vergißt er."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.